

Der Mut im Schützengraben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 30

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mut im Schützengraben

Wer dürfte sich erlauben, darüber zu reden, ohne seinen eigenen Mut in dieser Lage erprobt zu haben? Ueber den Mut in hundert anderen Lagen des Lebens wage ich frei zu schreiben, hier aber stockt die Feder, wir geben das Wort jenen, die den Krieg erfahren haben. Vier Autoren geben uns ihre inneren Erfahrungen aus jener schrecklichsten Lage, in welche Menschen in großer Zahl mit Bewußtsein, mit Absicht und Plan von der heutigen Zivilisation gebracht werden, eben in Kampfgräben. Mancher mag denken, über den Mut im Feld gibt's gar nichts zu fragen, noch Untersuchungen anzustellen; dieser Mut ist einfach da, hat einfach da zu sein, gehört zum Soldaten, eben weil er Soldat ist. Dieser Mut ist eine Forderung der Mehrheit der heutigen Welt. Sollten wir darum nicht die Frage nach seiner Art und seinem Umfang aufwerfen und ihn, so gut wir's vermögen, beklopfen? Wäre das mutig?

Der Mut im Schützengraben ist nicht einfach da, er ist nicht bei jedem da, nicht zu jeder Zeit und nicht immer gleich stark. Die Furcht ist auch da. «Die Furcht», sagt ein französischer Generalstabsoffizier, «ist beim Menschen etwas wie Hunger.» Der Hunger ist fürs Leben nötig, weil er den Körper zum Essen zwingt. Die Furcht ist nötig, weil sie den Menschen zur Vorsicht veranlaßt. Die Ueberwindung der Furcht ist ein Ziel der soldatischen Erziehung. Diesem Ziel dient die Stählung des Körpers, die Beherrschung der Kriegsmittel, also das soldatische Handwerk, und die Erziehung der Seele, die Erziehung zum Standhalten. Flucht ist Schande. Flucht ist ja Tod, denn die Schande ist auch ein Tod; ohne die Achtung der Mitmenschen hält niemand auf die Dauer das Leben aus. Flucht bedeutet auch Tod als Deserteur. «Es braucht einen besonderen Mut, die Lage des Deserteurs auf sich zu nehmen», sagt ein hoher französischer Offizier. Der Soldat steht zwischen zwei Toden, dem durch das Geschloß des Feindes und dem Tod durch sein eigenes Land, wenn er versagt. Der Tapfere, der Mutige nimmt sich als Teil des ganzen Vaterlandes, das im Kriege in Gefahr ist und anerkennt das Gesetz, das von ihm den Einsatz des Lebens fürs Ganze verlangt. Und der Mut? «L'assaut, c'est la fuite en avant.» Der Angriff ist die Flucht nach vorn, Flucht aus der gespannten Lage, aus der lauenden Todesgefahr des Grabens in die viel größere des Ansturms. Der Heldentod

ist ein Wort der Daheimgebliebenen. Es ist, als ob jene ein großes Wort brauchten, um den Untergang der Söhne zu ertragen, die nicht für sich, sondern für das Ganze fallen. Die Soldaten brauchen das Wort nicht, sie sagen öfter: verrecken. Die Todesverachtung, die man von ihnen fordert und die ein einzeln Mensch unter gewöhnlichen Umständen nicht aufbringt, die gedeiht im Rausch des Gesamtheitsgefühls. Der Mut ist fast so ansteckend wie die Furcht. Aber wie ist's mit den anderen? Mit jenen, die in Sicherheit blieben? Mit dem verteidigten Land? Hat es unter allen Umständen und jederzeit das Recht, von seinen jungen Männern den Tod zu verlangen? Was für Forderungen erwachsen ihm hieraus? Darf dort der Geldverdiener seine Geschäfte wie vormem betreiben? Darf die Ungerechtigkeit fortbestehen, darf der Schreier und der Nutznießer sein Dasein ungestört fortführen, der nie dem Ganzen etwas zu opfern für nötig fand? Gekaufte Soldaten der Söldnerheere gehen ins Feuer auf Grund ihrer Verträge und ein wenig auf Grund ihrer Natur. Die Soldaten eines Volksheeres stehen unter anderem Gesetz. Von seinen eigenen Brüdern, Söhnen, Freunden, Landsleuten den Einsatz des Lebens fordern zu dürfen, bringt schwere Verpflichtung für die Fordernden. Die Verpflichtung nämlich zu den höchsten Anstrengungen fürs Wohlergehen des Ganzen. Von jedermann zu jeder Zeit. Die soldatischen Tugenden Gerechtigkeit, Kameradschaft, Opfermut müßten in viel höherem Grade jedermanns Tugenden sein als sie es heute sind. Je mehr von diesen Dingen täglich im Lande lebt, um so leichter fällt dem Soldaten sein Einsatz, wenn er dieweil wird. Die Gemeinschaft ist ein unschätzbare Gut, viel gepriesen, aber zu wenig geübt. Da sündigen selbst die Gemeinschaftsprediger.

Jeder Tag des politischen Lebens ist ein Baustein der Zukunft. Jede Verunglimpfung des Gegners ist ein Schaden fürs Ganze. Mut im täglichen Leben gibt mutige Soldaten, Mut zur Gerechtigkeit, Mut zur Schlichkeit, Mut, seine persönlichen Dinge zurückzulassen und dem Ganzen ein treuer Teil zu sein. Darauf achten, daß das Land des Mutes würdig sei, den es von seinen Soldaten erwartet! Ihr Mut verpflichtet uns an anderer Stelle nicht feige zu sein.

Ludwig Renn «Krieg»:

Beim Vormarsch der Deutschen durch Belgien kam es zu irregulären Kämpfen zwischen den Einwohnern der belgischen Dörfer und den durchziehenden Truppen. Es fielen aus dem Hinterhalt Schüsse in die Reihen der marschierenden Soldaten, von denen noch keiner den Krieg aus Erfahrung kannte. In manchen Fällen erzeugten diese ersten Schüsse große Verwirrung.

Ist es Feigheit, wenn man den Kopf verliert vor ein paar Schüssen? Ich selber habe auch zu schießen versucht, aber bemerkte in meiner Angst nicht, daß ich keine Patrone im Lauf hatte. Dort an der Haucke liegt einer meiner toten Kameraden. Der ist nicht feige gewesen — der ist ehrlich gefallen und liegt tot. Und ich habe meine Leute von dort drüben in eine sichere Stellung gelockt. Und weshalb? Weil ich nicht allein feige aussehen wollte. Aussehen! Aussehen! Als ob ich nicht die Feigheit, die Angst in mir gehabt hätte. Und zu allem war ich ausgerissen, obwohl wir gelernt hatten, daß man nicht zurückgehen darf, auch nicht hinter ein Haus. Auf einmal gähnte in mir ein Gedanke: wären wir vorn geblieben, dann wären wir jetzt tot und wofür?

N. Z. Smith «Mrs. Biest pfeift»:

Eine junge Engländerin ist als Lazarettwagenführerin an der französischen Front tätig. Ihr Dienst ist eine An- einanderreibung un menschlicher Strapazen und entsetzlicher Eindrücke, die ersten ihres Frontdienstes.

Ich fuhr los. Ich fuhr bis ins Morgengrauen immer hin und zurück — Bahnstation, Lazarett fünf, Lazarett fünf, Bahnstation. . . elend, betäubt, Finger erstarrt, Herz erstarrt — Station, Lazarett fünf — Lazarett fünf — Station. Es hörte auf, just als ich dachte, es würde niemals aufhören. Wieder bei der Autostaffel angelangt, brach ich auf Steuer zusammen, den Kopf auf dem Rad. Tosh — eine junge Engländerin, die am längsten an der Front ist — half mir herunter, zwang mir dampfenden Kakao auf. «Ziemliche Sauerei für den Anfang», sagte sie. «Aber wart', bis du mal Wageninsassen hast, die Gas abgekriegt haben oder Flammenwerfer.»

Ich wimmerte wie ein junger Hund. «Ich kann hier nicht weitermachen. Ich bin ein Feigling. Ich kann diese Bahnen mit stöhnenden Männern nicht widerschese . . . zerfetzen, blutenden, tobenden Männern.»

Tosh lachte ein seltsames, wunderliches Lachen. «Und die bewundernde Familie daheim, die sich im Abglanz deines Ruhmes sonnt? Die Eltern, die in Gesellschaften, im Club erzählen: Unser Mädel tut auch ihr Teil — fährt einen Lazarettwagen dicht an der Front . . .» Sie lachte abermals. «Nein, Nell, du wirst nicht den Mut haben, zurückzugehen und einzugestehen, daß du auch bloß Fleisch und Blut bist. Hörst du, wie deine Tanten sagen werden: So? Schon wieder! Lange warst du nicht draußen, wie? Nein, Nell, du hast eine von Englands Prachtöchtern zu sein — du mußt bleiben, bis du im Dreck liegst oder sonst einen anständigen Vorwand findest, um ruhmbedeckt wieder heimzukehren. Es braucht Nerven, um hier durchzuhalten. Aber zweimal soviel, wieder nach Hause zu gehen, zu flaggentollen Vätern und Müttern.»

Ernst Jünger «Stahlgewitter»:

Ein junger, deutscher Offizier in Flandern ist beim Sturm auf englische Stellungen in einen, von einschlagenden Granaten geformten Erdtrichter geraten. Der Kampf tobt nun über seinen Kopf hinweg.

«Du kauertst zusammengezogen einsam in deinem Erdloch und fühlst dich einem unarmherzigen, blinden Vernichtungswillen preisgegeben. Mit Entsetzen ahnst du, daß deine ganze Intelligenz, deine Fähigkeiten, deine geistigen und körperlichen Vorzüge zur unbedeutenden und lächerlichen Sache geworden sind. Schon während du dies denkst, kann ein Eisenklotz seine tausende Fahrt angetreten haben, der dich zu einem formlosen Nichts zerschmettern wird. Dein Unbehagen konzentriert sich auf das Gehör, das das Heranflattern des Todbringers aus der Menge der Geräusche herauszuhören versucht.

Dabei ist es dunkel. Du mußt alle Kraft zum Aushalten aus dir allein schöpfen. Du kannst dich nicht an den bewundernden Blicken deiner Kameraden aufrichten. Du wirst nicht ermutigt durch einen Freund, der neben dir steht. Du weißt, wenn es dich trifft, wird kein Hahn darnach krähen.

Ja, warum springst du nicht auf und stürzest in die Nacht hinein, bis du in sicherem Gebüsch wie ein erschöpftes Tier zusammenbrichst? Warum hältst du noch immer aus? Kein Vorgesetzter sieht dich.

Und doch beobachtet dich jemand. Dir vielleicht selbst unbewußt, wirkt der moralische Mensch in dir und bannt dich durch zwei mächtige Faktoren am Platze: die Pflicht und die Ehre. Du fühlst, wenn ich jetzt meinen Platz verlasse, bin ich ein Feigling vor mir selbst, ein Lump, der später bei jedem Wort des Lobes erröten muß.»

Sheriff-Bartlett «Die andere Seite»:

Gespräch zwischen zwei englischen Hauptleuten in den vordersten Schützengräben.

Stanhope begrüßte Hibbert kühl. «Hallo», sagte er, «ich dachte, du schläfst, was wünschst du?»

«Es ist wegen dieser verdammten Neuralgie. Tut mir fürchtbar leid, aber ich fürchte, ich kann's nicht mehr länger aushalten.»

Stanhope mochte die weinerliche Stimme fast nicht ertragen.

«Ich kenn' das, gemein, was?» meinte er trocken. «Hab' ich auch, schauderhaft.»

«Du auch?» fragte Hibbert bestürzt.

«Wochenlang schon.»

«Tut mir leid», sagte Hibbert, sich wieder fassend. «Es hat keinen Zweck. Ich bin verdammt dagegen angegangen, aber ich kann's nicht länger aushalten. Ich muß weg.»

«Weg? Wohin?»

«Mich krank melden. Weg von der Front. Ich muß ins Lazarett und irgendwie in Behandlung. Ich will jetzt gleich gehen, denk' ich.»

Er wandte sich wieder seinem Unterstand zu.

«Du bleibst hier», sagte Stanhope ruhig.

«Ich gehe jetzt zum Arzt», beharrte Hibbert nörglich. «Er wird mich ins Lazarett schicken, wenn er sieht . . .»

«Du bleibst hier», sagte Stanhope. «Ich hab' mit dem Arzt gesprochen heut morgen. Er wird dich nicht ins Lazarett schicken. Er wird dich hierher zurückzuschicken. Er hat mir's zugesagt, du kannst dir also den Gang ersparen.»

«Ich habe vollkommen das Recht, mich krank zu melden, wenn ich's für nötig halte», entgegnete Hibbert. «Die Leute dürfen's ja auch, warum nicht ein Offizier?»

«Kein Mann wird weggeschickt, wenn er nicht schwer krank ist. Dir fehlt gar nichts, Hibbert. Die deutsche Offensive beginnt am Donnerstag so gut wie sicher. Du hast wahrscheinlich davon gehört. Du wirst hierbleiben und mitmachen mit uns allen.»

«Ich sag' dir, ich kann nicht», beteuerte Hibbert fast hysterisch. «Ich gehe weg, ich hab' mein ganzes Zeug schon gepackt. Du kannst mich nicht halten. Laß mich raus, Stanhope», sagte er.

«Du bleibst hier und tust, was du zu tun hast.»

«Hab' ich denn dir nicht gesagt, ich kann nicht! Versteht du denn nicht? Laß mich raus, Stanhope.»

Stanhope blickte wie in plötzlichem Entschluß auf. «Also hör zu, Hibbert. Ein für allemal. Du bleibst hier und machst mit, mit uns allen.»

«Ich geh' kaputt an diesen Schmerzen, wenn ich nicht wegkomme.»

«Besser kaputt gegangen, als als Deserteur erschossen.»

«Was meinst du damit?» fragte der andere leise.

«Du weißt, was ich meine.»

«Wenn du bloß wüßtest, wie schauderhaft mir ist», fleht Hibbert, «bitte, laß mich raus.» Er suchte sich an Stanhope vorbeizudrücken. Dieser stieß ihn zurück. Wie der Blitz erhob Hibbert seinen Stock und schlug blindlings auf diesen Mann ein, der ihn nicht vorbeilassen wollte. Stanhope hatte gerade noch Zeit, den Schlag abzuwehren. Er ergriff den Stock und brach ihn über seinem Knie in zwei Stücke. «Herrgott, du Ferkel du, du weißt wohl nicht, was das heißt, tätlicher Angriff auf einen Vorgesetzten?»

Hibbert starrte den anderen an, als habe er nicht recht verstanden. Er begann irgend etwas zu stammeln und brach dann plötzlich völlig zusammen. «Stanhope, ich habe mich dagegen gewehrt wie der Teufel. Aber bei jedem Laut da draußen wird mir ganz kalt. Es ist immer schlimmer und schlimmer geworden und jetzt kann ich's nicht länger aushalten. Ich geh' nie wieder die Stufen da rauf in Stellung. Ich will lieber hier sterben. Mir ist lieber, du schießt mich über den Haufen als Deserteur.»

Stanhope goß etwas Whisky in einen Becher. «Trink das», sagte er mit freundlicher Stimme.

«Nein, danke!»

«Vorwärts, trink, ich weiß, was mit dir los ist, ich habe es die ganze Zeit gewußt», fuhr er fort, nachdem Hibbert getrunken hatte.

«Wie kannst du das wissen?» unterbrach Hibbert.

«Weil mir's ebenso geht — genau ebenso. Bei jedem

bißchen Krach da draußen wird mir genau so wie dir. Warum hast du mir nie etwas gesagt, anstatt mir von Neuralgie zu schwatzen? Mir ist auch alles verhaßt und zuwider. Manchmal möchte ich mich am liebsten auf das Bett hinhaufen und einfach daliegen, bis ich sterbe — oder bis sie mich wegschleppen.»

«Ich kann's nicht ertragen, wieder in diese fürchterlichen Gräben rauf», jammerte Hibbert. «Wann mußt du wieder rauf?»

«Jetzt gleich.»

«Wollen wir zusammen gehn? Wir wissen jetzt beide, wie uns zumute ist. Wollen wir schauen, ob wir's miteinander schaffen?»

«Ich kann nicht.»

«Angenommen, das Schlimmste geschieht», fuhr Stanhope beschwichtigend fort, «angenommen, wir gehen alle drauf. Denk an alle, die schon weg sind. So sehr einsam kann's nicht sein da drüben — wo schon so viele sind. Manchmal denk ich, es ist einsamer hier.»

«Bitte, bitte, Stanhope, laß mich fort.»

«Wenn du jetzt weggest, könntest du je einem Menschen wieder gerade ins Gesicht sehen? Vielleicht wirst du verwundet. Dann kannst du nach Hause gehen und stolz sein auf dich, und wenn du fallen solltest, so bist du die Hölle hier los. Du hast eine ehrliche Chance vor dir, durchzukommen. Meinst du nicht, durchhalten

sei das einzige, was ein anständiger Mensch tun kann? Was meinst du?»

«Ich will's versuchen!»

«Bravo!»

«Du wirst keinem was sagen, Stanhope, von allem dem.»

«Was denkst du», sagte Stanhope, «ich bin ja selbst auch ein solch schauderhafter Angsthase.»

Hibbert stand auf und schneuzte sich. Am Eingang zu seinem Unterstand blieb er noch einmal stehen und sagte: «Es ist furchtbar anständig von dir, Stanhope.»

*



Hinter „Djélika“ steht Herr Roesgen, der langjährige Direktor einer berühmten Cigaretten-Fabrik, welcher sich den raffiniertesten Mischer und den besten Fabrikationschef sicherte, die er kannte. — Und in der Hülle steckt zu 100% reiner türkischer und mazedonischer Tabak, überlegen gemischt und durch die vollkommensten Maschinen verarbeitet.

Das sind die Garantien für

Djélika

und deshalb sollten Sie diese Cigarette unbedingt probieren



Cigaretten Djélika
 „Rot“ Fr. 1.—
 „Blau“ Fr. 1.20
 „Orange“ (lang u. dünn) Fr. 1.20
 „Grün“ Fr. 1.50
 „Gold“ Fr. 2.—
 per 20 Stück.
 Sämtliche Sorten auch mit Gold- oder Korkmundstück erhältlich.



Das zarte Haar muss man schonend behandeln

und deshalb das alkalische Aufquellen und den lästigen Kalkseifen-Schleier vermeiden, zwei Übelstände, die bei der Verwendung von seifenhaltigen Mitteln auftreten.

mit Kalkseife bedecktes Haar
 mit Extra-Mild ge-
 waschenes blankes Haar

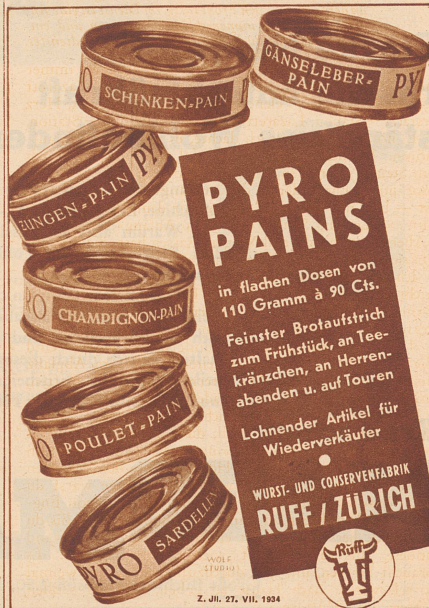
Schonen Sie deshalb Ihr Haar und waschen Sie es mit dem seifenfreien, nicht-alkalischen Schwarzkopf Extra-Mild. Ihr Haar wird dann vollkommen blank, ohne den grauen Kalkseifen-Schleier, der ihm seinen Glanz raubt. Es quillt nicht mehr auf und trocknet schneller. Das Haar bleibt elastisch, straff, glänzt wundervoll, die Frisur hält besser und länger.



Also das nächste Mal Haarwäsche mit

SCHWARZKOPF EXTRA-MILD im gold-weißen Beutel

Für Blondinen die Spezial-Sorte „Extra-Blond“ im grün-weißen Beutel mit der aufhellenden Blondier-Wirkung!



PYRO PAINS

in flachen Dosen von 110 Gramm à 90 Cts.
 Feinster Brotaufstrich zum Frühstück, an Teekränzchen, an Herrenabenden u. auf Touren
 Lohnender Artikel für Wiederverkäufer
 WURST- UND CONSERVENFABRIK RUFF / ZÜRICH



Z. Jll. 27. VII. 1934